Die Jenischen in Graubünden

Autor(en): **Stirnimann, Cornelia**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **24 (1982)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-555608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Jenischen in Graubünden

von Cornelia Stirnimann

Vorbemerkung

Meinem Artikel möchte ich vorausschicken, dass ich vorwiegend über das traditionelle jenische Leben schreibe und dass sich in neuerer Zeit vieles geändert hat. Das Fahren ist schwieriger geworden, jenische Berufe ermöglichen kaum mehr eine ausreichende Existenz, Sprache und Tradition beginnen zu verblassen, und viele Jenische sind heute teilweise oder ganz sesshaft geworden.

Es liegt im Ermessen jedes einzelnen Abkömmlings jenischer Familien, sich noch dieser Gruppe zuzuzählen oder aber sich als integriertes Mitglied der sesshaften Gesellschaft zu sehen.

Meine Ausführungen über jenische Leute und ihre Lebensweise trifft also nur auf Jenische zu, die sich selbst als solche sehen, und sollen in keiner Weise Leute mit jenischen Vorfahren diskriminieren.

Wer sind die Jenischen?

Wer in Graubünden lebt, weiss sicher, was jenische Leute sind. An vielen Türen haben gewiss schon jenische Hausierer, Scheren- oder Messerschleifer oder Altwarenhändler geklopft. Einigen sind vielleicht jenische Besonderheiten oder einzelne jenische Persönlichkeiten bekannt und, ob nun bewusst oder unbewusst, verwenden die Bündner viele Ausdrücke aus der jenischen Sprache wie z. B. «tschaana» = gehen, «schwächa» = trinken oder «schniffa» = entwenden.

Wer sind aber diese Leute, die oft als Zigeuner angesehen werden?

Der Ausdruck «jenisch» ist seit 1714 nachweisbar. Sigmund Wolf, der ein Wörterbuch des Rotwelsch geschrieben hat, leitet den Begriff vom Verb «dsan» = wissen, können aus der Zigeunersprache ab. Jenisch würde dann soviel bedeuten wie: Wissende, Eingeweihte.

Wer schon mit Jenischen in Berührung gekommen ist, kann sich wahrscheinlich vorstellen, was dieses Eingeweihtsein bedeuten könnte: Die Jenischen bedienen sich ihrer Geheimsprache, sie sondern sich ab gegenüber den Sesshaften, sie haben eigene Wirtschaftsformen entwickelt, und ihre Lebensweise gleicht in vielem derjenigen der Zigeuner.

Am stärksten ins Gewicht fällt wohl, dass die Jenischen keinen festen Wohnsitz haben, sondern wandern, und zwar im Familienverband.

Jenisch kann man eigentlich nicht werden, man kann nur als Jenischer auf die Welt kommen.

Auch zugeheiratete Jenische werden innerhalb des jenischen Kreises nur selten anerkannt. Der harte Kern der jenischen Gruppe hat immer innerhalb der jenischen Gruppe geheiratet.

Mitunter hat man den Jenischen auch andere Namen gegeben. In Graubünden sind etwa geläufig: Spengler, Korber, Kessler, in romanischsprachigen Gebieten auch Mulets (Scherenschleifer), Parlers (Schirmflicker) oder Cutschs (Abdecker). Die Jenischen selbst nennen sich gerne Reisende, Handelsleute oder ganz einfach die «Üssriga».

Woher kommen die Jenischen

Die Bündner Jenischen sind in so starkem Mass in die Volkskultur eingewachsen, dass man sich selten fragt, wie es zu dieser Sondergruppe gekommen ist.

Die Jenischen sprechen Bündnerdeutsch und zum Teil sogar romanisch, haben wirtschaftliche Nischen ausfindig gemacht wie z. B. Rinderalpen, auf welchen etliche Jenische den Sommer als Hirten verbringen, und sie sind in das Bewusstsein der sesshaften Bündner eingedrungen.

Das einzig Sichere, das sich über ihre Herkunft sagen lässt, ist, dass die wichtigsten jenischen Familien ursprünglich nicht einheimisch waren. Sesshafte Familien haben nie Fahrende hervorgebracht.

Mit Sicherheit lässt sich die Herkunft der Jenischen bis heute nicht bestimmen. Es gibt aber einige Vermutungen, wie eine solche Gruppe zustande gekommen sein könnte.

J. Jörger sieht in den Jenischen «Endglieder einer langen Kette von heimatlosen Wandersleuten, die in die Zeit des Dreissigjährigen Krieges zurückreicht» (Familie Markus).

Mir scheint die grosse Ähnlichkeit mit der Lebensweise der Zigeuner nicht zufällig zu sein. Gemeinsam ist nicht nur, dass beide Gruppen in Sippen reisen, sondern sind auch ganz bestimmte Arbeiten wie Kessel- und Korbflicken, Hunde- und Pferdehandel, Wahrsagen, Scheren- und Messerschleifen, Musizieren und Wahrsagen; gemeinsam sind Art und Weise der Fortbewegung und des Lagerns, Markierung von Wegen und Häusern; gemeinsam ist die Verachtung gegenüber den Sesshaften und ihrer Lebensweise; gemeinsam ist auch die hohe Kinderzahl und die Gewohnheit, innerhalb der eigenen Gruppe zu heiraten.

In der jenischen Sprache finden sich viele Wörter aus der Sprache der Zigeuner, und nicht selten kann man auf Jenische mit ausgesprochen zigeunerischem Aussehen, d. h. schwarzen Haaren und Augen und dunkler Hautfarbe, stossen.

Auch in Kleidung und Schmuck zeigen sich ähnliche Vorlieben, z. B. für lange Röcke, Ohrringe, Fingerringe und Uhrketten.

Man bedenke nur, dass die eigentlichen Zigeuner, die nachweislich aus Indien kommen, ihre eigene Gruppe sehr streng abgrenzen und Mitglieder, die sich ihren Regeln widersetzen, die sich z. B. mit Nichtzigeunern einlassen, ganz rigoros aus ihrem Kreis ausschliessen und als tot erklären.

Man könnte sich nun vorstellen, dass solche ausgeschlossenen Zigeuner, die ja auch keinen Zugang zur sesshaften Gesellschaft hatten, sich mit Nichtzigeunern verbanden und dass aus diesen Zigeunermischlingsgruppen die Jenischen hervorgingen.

Es ist auffallend, dass es in allen Ländern, in denen Zigeuner auftreten, auch Jenische gibt.

In der Schweiz gibt es nur noch einige wenige Zigeuner. Die jenische Bevölkerung wird auf einige Tausend geschätzt, wovon vielleicht noch etwa die Hälfte fährt.

Wie wurden aus heimatlosen Fahrenden Bündner Jenische?

Immer wieder wird in alten Chroniken von fahrenden Kesslern, Krämern und Vaganten berichtet, die die Gegend durchzogen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts soll die Zahl des Fahrenden Volkes in Graubünden so stark angewachsen sein, dass Massnahmen zur Eindämmung des Fahrens fast ständige Traktanden der Bundestagssitzungen waren. Solche Massnahmen waren z. B. sogenannte «Bettlerjagden», wie sie Graubünden 1766 zusammen mit tirolerischen und vorarlbergischen Behörden unternahm und bei welchen etliche Fahrende umgebracht wurden.

1850 wurde nun ein Bundesgesetz erlassen, das jedem Heimatlosen ein Kantons- und ein Gemeindebürgerrecht zusprach.

Schon 1833 hatte sich in Graubünden eine Kommission gebildet, die die Zuweisung der Heimatlosen zu einzelnen Gemeinden abklärte. Entscheidend war dabei, ob irgendwelche Beziehungen zu einzelnen Gemeinden festgestellt werden konnten, z. B. längerer Aufenthalt seit 1803, Verheiratung durch den Ortspfarrer, Erteilung von Ausweisen wie z. B. Hausierpatenten.

Nur für wenige Heimatlose konnte keine Gemeinde ausfindig gemacht werden. Diese wurden dann an einem bestimmten Stichtag dort eingebürgert, wo sie sich gerade befanden.

Vor 1850 sollen Versuche unternommen worden sein, Landfahrerfamilien dazu zu bringen, ihre Heimatgemeinde «über den grossen Wassern» zu suchen.

Die Folgen der Einbürgerung waren für beide Seiten nicht immer erfreulich. Den Jenischen wurde das Fahren erschwert, indem man sie nun zwingen konnte, mindestens zeitweise in ihrer Heimatgemeinde sesshaft zu sein. Nicht selten kam es vor, dass ganze Familien, die irgendwo in Schwierigkeiten geraten waren oder ihre Kinder nicht zur Schule schickten, «heimgeschafft» wurden. Das heisst, man brachte sie in ihre Heimatgemeinde und wies ihnen dort irgend eine Arbeit zu, bis sie eines nachts wieder verschwanden.

Für einige Gemeinden bedeutete die Einbürgerung einer oder mehrerer jenischer Familien mit grossem Nachwuchs eine starke finanzielle Belastung. Es handelte sich ja grösstenteils um kleine Bergdörfer.

Warum gab es gerade in Graubünden zur Zeit der Einbürgerung sehr viele Fahrende?

Es ist kaum ein Zufall, dass sich im letzten Jahrhundert sehr viele Fahrende in Graubünden aufhielten. Schon eher ist anzunehmen, dass Graubünden für Fahrende ein günstiges Gebiet war.

Noch 1923, schreibt H. Simonet, wurde «die Ankunft des Spenglerwagens in unseren abgelegenen, einsamen Dörfern begrüsst, denn der Spengler leistete die notwendige Arbeit, die sonst niemand in der Ortschaft machen konnte» (Zwangseinbürgerung).

Das Kleinbauerntum des Berggebietes bot zur Zeit fortschreitender Industrialisierung offenbar noch genügend Nischen für Tätigkeiten der Fahrenden, und die relativ geringe Besiedlung bot Raum für freie Bewegung und Unterschlupf.

Dazu kam, dass Graubünden keine zentrale Gerichtsbarkeit und Polizei besass. Es gab lange Zeit nur 4 Kantonspolizisten, die man zeitweise aus Kostengründen wieder entliess.

Man kann auch nachlesen, dass in Süddeutschland und Vorarlberg die grausamen Bettlerjagden noch bis zur Jahrhundertwende 18./19. Jahrhundert weitergeführt wurden und deshalb viele ehemals deutsche Jenische in der Schweiz Zuflucht suchten, insbesondere in den Bündner und St. Galler Bergtälern.

Betrachtet man die Verteilung der Heimatgemeinde jenischer Familien innerhalb Graubündens, so fällt auf, dass sie fast ausnahmslos im Westen liegen. Zum Engadin und dessen Seitentälern bestanden offenbar weniger starke Beziehungen, obwohl diese Gebiete auch befahren wurden.

Was unterscheidet jenische Nomaden von Beduinen?

Die Jenischen sind Nomaden, d. h. ganze Familien wandern mit all ihrem Besitz von Ort zu Ort. Im Gegensatz zum klassischen Beispiel für Nomadismus aber, den Beduinen, sind die jenischen Wanderer keine Hirtennomaden.

Beide haben gemeinsam, dass sie in Sippen wandern und sich deshalb gegenüber Vagabunden oder Landstreichern deutlich abgrenzen, die einzeln durch das Land ziehen.

Ähnlich wie die Hirtennomaden hatten die Jenischen gewisse Tiere, auf die sie in besonderem Mass angewiesen waren. Pferde z. B. wurden als Zugtiere gebraucht und man trieb mit ihnen Handel.

Besonders wichtig im Leben der Jenischen war der Hund. Hunde wurden als Wächter und Verteidiger gebraucht; man richtete sie für spezielle Aufgaben ab, wie z. B. Dachs- und Igeljagd, und man brauchte sie als Zugtiere. Vom Hundefleisch gilt, dass es besonders gesund sei, und es existiert ein jenischer Spruch: «Katz ist gut, aber Hund ist gesund.» Des weiteren wurde Hundefett als Medizin verwendet und äusserlich und innerlich besonders bei Erkältungen angewandt.

Im Gegensatz zu den Hirtennomaden züchteten die Jenischen ihre Tiere aber höchst selten selbst. Meist kauften sie sie bei günstiger Gelegenheit auf und verkauften sie gelegentlich weiter.

Früher sind sie noch gefahren. Heute sind nur noch kleinere Ausflüge möglich, da sich von den jenischen Gewerben nicht mehr leben lässt. Der Wunsch zu fahren ist aber geblieben.

Obwohl die Jenischen die Natur in beschränktem Mass zu nutzen verstehen, z. B. durch Jagd oder Sammeln von Heilkräutern, könnten sie nie davon leben wie Hirtennomaden und sind deshalb nur in besiedelten Gebieten anzutreffen. Ihre Wirtschaftsweise ist spezialisiert auf das Fahren in ganz bestimmten Gebieten.

Was ist jenische Wirtschaftsweise?

Die jenische Wirtschaftsweise kann nicht unabhängig von derjenigen der sesshaften Bevölkerung betrachtet werden. Ihr Charakteristikum ist es, ökologische Nischen, die die Wirtschaft der Sesshaften aus irgendwelchen Gründen offen gelassen hat, auszunutzen.

Sehr verbreitet sind Sammeltätigkeiten. Gesammelt werden einmal direkt konsumierbare Güter wie Igel, Feldfrüchte, Brennholz, Kräuter, streunende Katzen. Dann werden Rohstoffe gesammelt, die weiterverarbeitet und verkauft werden, z. B. Weiden und Birkenäste für Körbe und Stallbesen. Auch Abfälle, die noch weiterverkauft werden können, werden eingesammelt, z. B. Lumpen, Altmetall, Papier, Pneus.

Eine ebenso wichtige Rolle wie Sammeltätigkeiten spielen Dienstleistungen, Wanderhandwerk und Handel. Einige Beispiele dafür: Glokkengiessen, Korbflechten, Besenbinden, Zinngiessen und Verzinnen, Herstellen von Kupfersachen, Spenglerarbeiten, Reparieren von Schirmen, Körben, Pfannen und Kesseln, Schleifen von Scheren und Messern, Handel mit Stricken, Hunden und Pferden, Antiquitäten, Porzellan und Blumen, Marktfahren, Wahrsagen, Musizieren, Abdecken, Mäusefangen.

Die wenigsten Fahrenden konnten sich eine Spezialisierung leisten. Wer beim Einsammeln von Scheren zum Schleifen auch gerade Altmetall mitnahm, Waren anbot, gute Ratschläge erteilen und sich ein Nachtessen einhandeln konnte, hatte gute Chancen, als Fahrender überleben zu können. Jörger schreibt dazu: «Die Vielseitigkeit ihrer fast konkurrenzlosen Künste garantierte ihnen, abgesehen vom nie versagenden Ertrag des Bettels, jederzeit lohnenden Erwerb» (Familie Zero).

Warum fahren die Jenischen überhaupt?

Eine Eigenart der jenischen Wirtschaftsweise ist bekanntlich, dass sie die Kunden in ihren Dörfern und Wohnungen aufsuchen.

Ein Gebiet ist mit jenischen Mitteln aber nur beschränkt nutzbar und muss dann längere Zeit, vielleicht bis zu einem Jahr, «brach» liegen gelassen werden, bis sich wieder etwas holen lässt und bis die Nachfrage nach gewissen Dienstleistungen oder Handelswaren wieder angestiegen ist.

Das Gebiet, das eine jenische Familie oder Gruppe befährt, muss mindestens so ausgedehnt sein, dass der Lebensunterhalt das ganze Jahr hindurch gewährleistet ist.

Es scheint klar, dass ein solches Gebiet vor der Motorisierung nicht von einem festen Punkt, einem festen Wohnsitz aus mit jenischen Mitteln genutzt werden konnte und ein Nomadenleben daher unumgänglich war.

Die Frage bleibt aber offen, was zuerst war: Hat sich die Wirtschaftsweise dem Wanderleben angepasst oder wandern die Fahrenden, weil sich nur Wirtschaftszweige anboten, die man fahrenderweise betreiben konnte?

Ob nun Huhn oder Ei zuerst da waren, es zeigt sich jedenfalls, dass die jahrhundertealte Tradition das Fahren in der jenischen Kultur selbstverständlich werden liess.

Es wird nicht lange gefragt, ob man nun fahren soll oder nicht, und die Antwort vieler Jenischer auf die Frage, warum sie denn fahren, lautet, es liege ihnen im Blut, sie seien unglücklich, wenn sie nicht fahren könnten.

Dabei ist zu bedenken, dass wir Sesshaften, die vielleicht schon einmal Fahrten mit Wohnwagen oder Zelt unternommen haben, die Tendenz haben, das Wanderleben zu romantisieren.

L. Mayer entgegnet dem, dass das Nomadenleben vor allem in den letzten beiden Jahrhunderten alles andere als unbeschwerlich und leicht war und meist «mehr Elend und Trostlosigkeit als romantischen Frohsinn und Wanderfreuden aufwies» (Wandertrieb).

Dass trotz allem am Fahren festgehalten wurde zeigt, wie enorm wichtig das Fahren in der jenischen Kultur ist und wie stark die Ablehnung der sesshaften Kultur sein muss.

Wie fahren die Jenischen?

Die Clichévorstellungen von Fortbewegungsmitteln der Fahrenden ist ein Holzwohnwagen mit Pferdegespann. Dabei ist meist nicht bekannt, dass die Zigeuner ihre ersten Wohnwagen erst vor wenig mehr als hundert Jahren anschafften und die jenischen Wohnwagen wohl kaum älter sein werden.

Es gab jenische Familien aus Graubünden, die mit Holzwohnwagen unterwegs waren.

Eine Zeitlang gewährte die Eisenbahn billige Tarife für den Transport von Wohnwagen Fahrender, egal ob sie nun Artisten oder Kesselflikker waren. Zudem gab es die Möglichkeit, die Wagen 2 bis 3 Monate auf Bahnareal abzustellen.

Üblicher war aber, mit einem Zugtier zu fahren. In Graubünden wurden blachenbedeckte Brückenwagen bevorzugt, und wer ein Pferd besass, so berichtet H. Bertogg, war schon ein «g'machta Maa».

Die Ärmeren unter den Fahrenden spannten auch etwa Hunde oder Esel vor oder luden ihre Habe auf einen Karren, den sie selbst zogen.

Oft wurden Hunde mitgeführt, meist in grösserer Zahl, manchmal auch Schafe oder Ziegen. Rindvieh dagegen wurde seit jeher verschmäht als das Tier des sesshaften Bauern.

In neuerer Zeit haben sich die Mittel zum Fahren stark verändert. Die entscheidendste Veränderung brachte der Benzinmotor mit sich. Man begann, mit Motorrad und Zelt oder mit Autos, am besten mit modernen Wohnwagen, zu fahren.

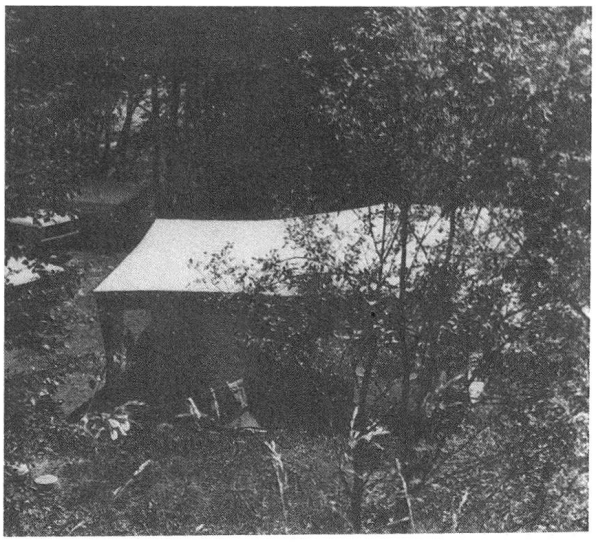
Das Auto ist heute das wichtigste Fahrzeug und besitzt dementsprechend hohen Prestigewert.

Was machen die Jenischen im Winter?

In unseren Breiten mit den kalten, schneereichen Wintern war es fast unmöglich, das ganze Jahr über zu fahren. H. Bertogg berichtet, dass in Graubünden die Fahrenden im Herbst für die Bauern Körbe und Zainen flochten, Pfannen, Schirme und Eimer reparierten und für diese Arbeiten in Naturalien bezahlt wurden.

Mit diesem Notvorrat versehen, verzogen sie sich kurz nach Wintereinbruch in ihre Winterquartiere, seien das nun ihre Wohnwagen, alte Scheunen, Häuser, Ställe oder selbstgebaute Hütten.

Oft war es nicht einfach, ein Winterquartier zu finden. So erzählte ein Bündner Bauer, dass sich vor zehn Jahren ein jenisches Paar in seinem Heuschober für den Winter eingerichtet habe. Als er die Leute vertreiben wollte, hätten sie ihm mit Feuerlegen gedroht, worauf er sie gewähren liess, bis sie im nächsten Frühjahr wieder verschwanden.



Auf diesem Platz am Rhein hinter Ilanz verbrachten jenische Familien einige Sommerwochen.

Auf was für Routen fahren die Jenischen?

Wenn man im Frühling wieder aufbrach, reiste man nicht aufs Geratewohl ins Land hinein, sondern hielt sich an ganz bestimmte Routen, die man von Kindheit an kannte. Dabei scheint es fast, als ob jede Sippe ein eigenes Wandergebiet besass.

H. Bertogg beschreibt die Fahrt der Jenischen, die ihr Winterquartier in Graubünden hatten, wie folgt: «Ihre ‚Tour de Suisse' geht im März durchs Rheintal hinunter. Der erste grosse Aufenthalt erfolgt um Sargans herum. Da treffen sich offenbar die verschiedenen Sippen, um nach den Wiedersehensfeierlichkeiten teils dem Walensee nach, teils dem Rhein entlang zu ziehen. Dorf für Dorf wird dabei ein Stück weit mit eingehendem Besuch beglückt. Dann erfolgt dazwischen immer wieder ein Gewaltmarsch durch ein ganz unberührtes Gebiet. Wichtige Stationen sind die Gegend um St. Margrethen für die Rheinfahrer, das Gasterland für die Westwanderer, auffälligerweise immer Gebiete der alten Untertanenlande und ehemalige Vogteien oder eben die günstigen ‚Dreiländerecken'. Nach Abstechern ins Zürcher Oberland und nach der Anstandsvisite in der Stadt Zürich verziehen sie sich gegen den ersten August herum als gute Schweizer aus dem Solothurnischen in die Urschweiz, um vor Wintereinbruch fett und wohlversehen über die Oberalp den Heimatkanton aufzusuchen.» (Aus dem Leben der Bündner Vaganten.)

Der Aufbruch im Frühling wird vor allem durch die Wärme bestimmt. Auch sesshafte Jenische klagen im Frühling am meisten darüber, dass sie nicht fahren können.

Treffen sich die Jenischen unterwegs zufällig?

Auf ihren Fahrten kannten die Jenischen ganz bestimmte Treffpunkte, an welchen sie zu bestimmten Daten zusammenkamen. Das berühmteste Treffen war wohl die «Feckerchilbi» in Gersau, wo sich alljährlich Fahrende aus der ganzen Schweiz trafen. Dort wurden Geschäfte abgewickelt, Neuigkeiten ausgetauscht, Heiraten geschlossen und ein grosses Fest gefeiert, das zwischen drei und sieben Tagen dauerte.

Etwa zur Zeit der Zwangseinbürgerung und wahrscheinlich in direktem Zusammenhang damit verlor die Feckerchilbi an Bedeutung.

Wo schlagen die Jenischen ihr Lager auf?

Wenn einmal günstige Lagerplätze eruiert werden konnten, wurden sie immer wieder aufgesucht. Es gab in der Schweiz Hunderte von Lagerplätzen. Heute existieren allerdings nur noch wenige, und Fahrende sind auf den Goodwill von Gemeindebehörden und Privatleuten angewiesen, da das Campieren ausserhalb von Campingplätzen verboten ist, aber ebenfalls das

Campieren auf einem Campingplatz, wenn man einem Verdienst nachgeht.

Die traditionellen Lagerplätze befanden sich meist etwas abseits der Siedlungen. Sehr oft wurden Lagerplätze an Flussufern bevorzugt, wo man Weiden schneiden konnte.

Auch Kiesgruben und Schutthalden kamen häufig als Lagerplätze in Frage.

Oft wurden auch die in Graubünden häufig anzutreffenden Aussenställe oder Stadel für kurze Zeit in Anspruch genommen.

Wie die Fahrenden mit allfälligen Schwierigkeiten umzugehen wussten, berichtet A. Minder in seiner «Korberchronik»: «Unterwegs ereilte sie aber beim Hausieren oft die Dunkelheit, da mussten sie übernachten. Wenn es schönes, warmes Wetter war, tat man dies im Freien. Da wurden Säcke unter den hochbeladenen Karren gebreitet, was dann den unleugbaren Vorteil hatte, dass man so den Karren besser überwachen konnte. Aber mit Vorbedacht und alter Übung gemäss wurde immer an einem Grenzstein kampiert, wie schon auf der Jungfernfahrt an der Strassenkreuzung Kernenried-Kirchberg-Lissach. Als da der Landjäger kam, um sie fortzujagen, sagte mein Grossvater in ruhigem, versöhnlichem Tone: ‚Annemarie, komm unter dem Karren hervor, wir rücken ein bisschen auf Kernenriederboden'. Und so ging es manchmal die ganze Nacht hindurch, von einer Gemeinde in die andere.» (Korberchronik.)

Haben sich die Bedingungen für Fahrende in neuerer Zeit verschlechtert?

Die letzte Blütezeit des Fahrens in Graubünden mag etwa die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen sein. Danach wurde die Existenz für Fahrende immer schwieriger.

Die Pfannenflicker und Verzinner wurden schon vor mehr als 40 Jahren brotlos, als allgemein neue Pfannen gekauft wurden.

Schirme werden schon etliche Jahre nicht mehr geflickt, und auch Pferdehändler verloren ihre Existenz.

In Graubünden konnte sich die traditionelle jenische Wirtschaftsweise zwar länger halten, aber heute können sich auch nur noch diejenigen Jenischen behaupten, die sich den neuen ökonomischen Verhältnissen angepasst haben wie z. B. Antiquitätenhändler, Händler mit Kupferwaren, motorisierte Altwarenhändler, Pneusammler, Autohändler.

Ein Beispiel jenischen Wirtschaftens: Der Hausierhandel

Seit dem Schwinden der handwerklichen Erwerbsmöglichkeiten hat der Hausierhandel in jenischen Kreisen an Bedeutung gewonnen.

Rund 70 % der zwischen 1975 und 1977 in Chur ausgestellten Hausierpatente gingen an Leute mit jenischen Namen.

Heute wird kaum noch mit eigenen Erzeugnissen hausiert. Entweder sind die selbstgemachten Waren nicht mehr gefragt oder sie können nicht so preisgünstig und perfekt hergestellt werden, wie die Kunden es verlangen.

Gute Hausierer haben das Hausierhandwerk schon von Kind an erlernt.

Meist werden je nach Gegend, die man bereist, verschiedene Waren mitgenommen. Es gibt auch einzelne Spezialisten unter den Hausierern, die nur ganz wenige Artikel verkaufen.

Früher wurde gelegentlich gegen Naturalien hausiert, z. B. gegen Speck und Käse im Winter. Heute wird nur noch gegen Geld hausiert.

Der Verdienst wird selten aus Einnahmen minus Ausgaben errechnet. Man sagt etwa, man habe für 80 oder 100 Franken hausiert, wobei dann die Spesen ganz verschieden hoch sein können.

Der Erlös aus dem Hausierhandel reicht in der Regel kaum aus, um eine Familie zu ernähren. Hausieren wird sehr oft nebenbei betrieben zur Überbrückung magerer Zeiten.

Von jeher sind im Hausierhandel mehr Frauen beschäftigt als Männer.

Früher war die Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann meist so, dass die Frau von Haus zu Haus ging, Waren anbot, nach Gegenständen fragte, die geflickt werden mussten und auch etwa alte Kleider, Esswaren und nicht mehr gebrauchte Gegenstände, mitbekam. Der Mann flickte dann die beschädigten Gegenstände, die ihm seine Frau zum Wagen brachte, und fertigte

manchmal auch neue an, die die Frau wiederum auf die Häuser verteilte.

Hausieren war das Handwerk, das eine jenische Frau verstehen musste. Es ist auch weiter nicht verwunderlich, dass gerade den Frauen viel leichter Zutritt in die Bauernhäuser gewährt wurde, war doch meist nur die Bauersfrau mit Kindern zuhause.

Die Frauen werden von der sesshaften Bevölkerung auch häufig als «Opfer» der jenischen Lebensweise gesehen und deshalb besser behandelt.

Die Frauen hatten also viel mehr direkten Kontakt mit der sesshaften Bevölkerung, und bis zur vorletzten Generation waren sie oft die einzigen Familienmitglieder, die etwas lesen und schreiben konnten.

Durch die Motorisierung wurde es möglich, auch von einem festen Punkt, also einem Wohnsitz aus, auf Hausierhandel zu fahren. Voraussetzung ist allerdings ein Fahrzeug. Es kommt oft vor, dass Jenische, die nahe beieinander wohnen, zusammen irgendwohin «schränzen», d. h. hausieren gehen.

Wer kein Fahrzeug besitzt, kann es auch per Anhalter versuchen.

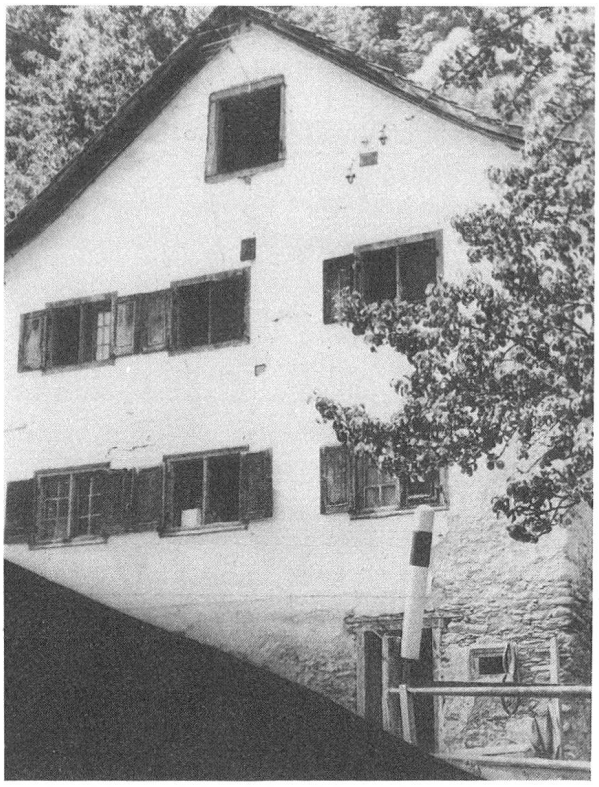
Alte Jenische erzählen gelegentlich, wie sie früher per Bahn, mit Monats- oder Jahresabonnementen, durch die Schweiz hausierten. Heute kann man sich das nicht mehr leisten.

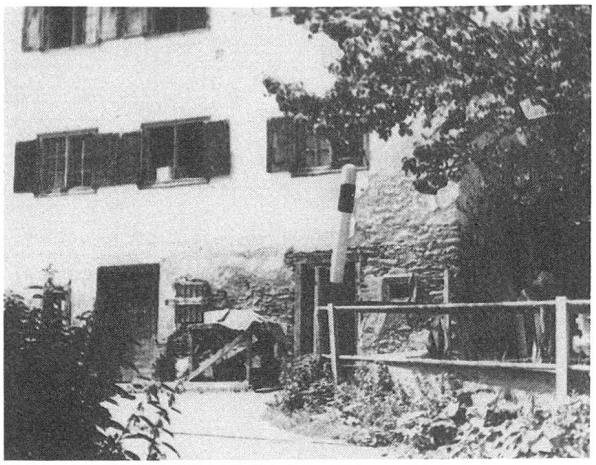
Die Reaktion der Kunden auf jenische Hausierer könnte man grob in drei Kategorien aufteilen:

1. Sie stehen dem Hausierer ablehnend gegenüber. Entweder öffnen sie die Tür gar nicht, wenn die Neuigkeit, dass die Zigeuner im Dorf sind, schnell genug bis zu ihnen vorgedrungen ist, oder dann weisen sie die Hausierer von der Tür mit Begleitworten wie: «Wir wollen die Fecker nicht auf der Tür, gehen sie doch arbeiten, ich brauche nichts, es war gestern schon jemand da.»

2. Sie brauchen eigentlich nichts, sind aber neugierig und können sich eventuell durch Zureden zu einem Kauf entscheiden.

3. Sie sind dem Hausierer freundlich gesinnt und kaufen schnell etwas. Allerdings sind sie nicht häufig vertreten.





Dieses Haus wurde vom Vagantenfonds für eine jenische Familie gekauft. Auch heute noch wird es von Mitgliedern dieser Familie bewohnt.

Gute Hausierer besitzen eine langjährige Erfahrung und erstaunliche Menschenkenntnis und können meist sogleich sagen, ob ihnen jemand etwas abkaufen wird oder nicht.

Früher, als die Dörfer noch abgeschlossener waren, gab man den Hausierern häufig auch Aufträge, z. B. Wolle von bestimmter Farbe zu bringen oder Botschaften für Leute in anderen Dörfern mit.

Hausierer, die von einem festen Wohnsitz aus ab und zu hausieren gehen, halten sich nicht mehr an alte jenische Routen, sondern besuchen die Dörfer und Städte, die unter Hausierern einen guten Ruf besitzen.

Die Kunden, die sich den jenischen Hausierern gegenüber sehr ablehnend verhalten, sind in der Mehrzahl, und so bekommen die Hausierer auf ihren Gängen sehr viel Verachtung zu spüren.

Um sich nicht unterkriegen zu lassen, haben aber die Jenischen ihrerseits Strategien entwikkelt, die sie gegen psychische Angriffe seitens der Sesshaften immun machen. Die Verachtung, die ihnen entgegengebracht wird, beruht auf Gegenseitigkeit. Beleidigungen und Beschimpfungen werden sehr schlagfertig zurückgegeben.

Jenische Hausierer sind der Meinung, ein Recht auf den Verkauf ihrer Waren zu haben, denn sie sind arm und die Käufer reich. Deshalb schimpft man über Leute in schönen Häusern, die nichts abkaufen. Diejenigen aber, die etwas abnehmen, werden mit einem durchaus ernst gemeinten «Vergelt's Gott» oder «Bliband gsund» bedacht.

Warum sich der Hausierhandel unter den Jenischen in neuerer Zeit stärker verbreitet hat, hat verschiedene Gründe. Sehr wichtig ist einmal die selbständige Stellung, die ein Hausierer besitzt. Er arbeitet nur für sich und wann und wie es ihm passt. Denn persönliche Freiheit gilt unter Jenischen viel, und für andere zu arbeiten ist schon sehr schlimm.

Jenische sind seit jeher gute Händler, und das ist eine Begabung, die beim Hausieren gebraucht wird. Auch das Handeln, so sagen einige, liege ihnen im Blut, auch wenn sie wenig Beziehung zu Zahlen und zu abstraktem Rechnen haben.

Ein weiterer und sehr wichtiger Grund, der den Hausierhandel für Jenische attraktiv macht, ist die Notwendigkeit, dabei umherzuziehen. Gerade heute, wo viele Jenische mehr oder weniger sesshaft geworden sind, bieten Hausiergänge eine willkommene Abwechslung und einen mageren Ersatz für das oft immer noch ersehnte Fahren.

Die glücklicheren unter ihnen hausieren unterwegs und finanzieren sich damit das Fahren teilweise oder sogar ganz.

Die Jenischen halten zusammen

Schon in einem Aktenbericht von 1843/44 wird als wichtigstes Gesetz der Heimatlosen aufgeführt, nicht zu «zegamseln» oder «baldowern», d. h. sich nicht zu verraten.

Immer wieder ist den Sesshaften das Zusammenhalten jenischer Gruppen bei irgend welchen Gefahren oder Einmischungsversuchen von aussen aufgefallen.

Dosch bekam auf die Frage, wie viele Geschwister sie denn seien, von jenischen Kindern zur Antwort: «Wir sind unser 6 Geschwister, aber eigentlich sind wir 200.» (Mich erbarmt das Volk.)

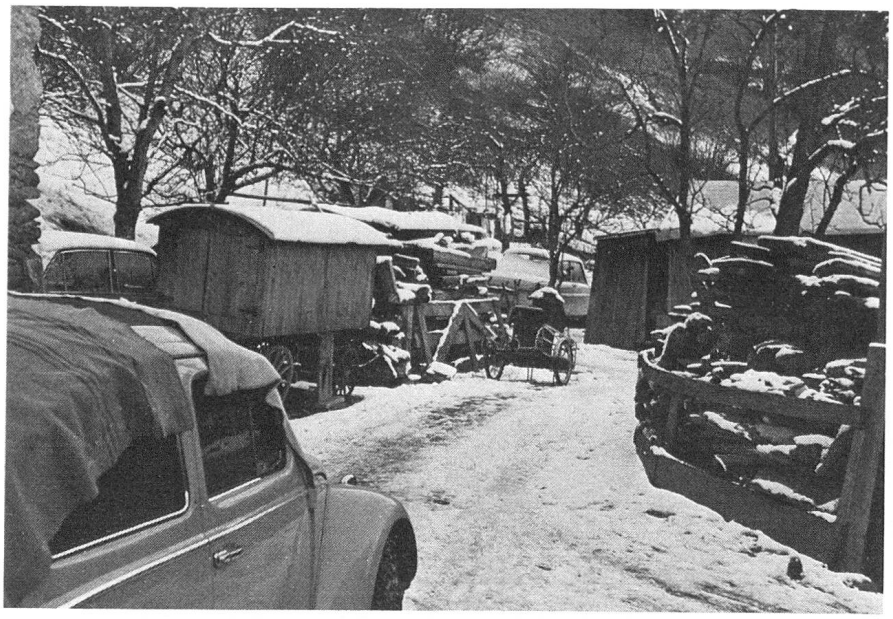
Im Gegensatz zum alleinstehenden, ausgestossenen Land- und Stadtstreicher hat der Jenische äusserst starken Rückhalt durch seine Gruppe. Dies ist auch weiter nicht verwunderlich, war doch der Druck, den die Sesshaften auf die Fahrenden ausübten, seit je enorm und Zusammenhalten die einzige Möglichkeit, überhaupt überleben zu können.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl beruht zu einem grossen Teil auf verwandtschaftlichen Beziehungen, was sich etwa darin zeigt, dass Jenische einander oft mit Verwandtschaftsbezeichnungen ansprechen, ohne wirklich verwandt zu sein. Jenische Männer und Frauen, die eine Generation älter sind, werden z. B. oft als «Vetter» oder «Bäsi» angesprochen.

Wie war eine jenische Sippe organisiert?

Eine Sippe umfasste mehrere Familien und bildete die eigentliche Bezugsgruppe jedes einzelnen Mitgliedes.

Innerhalb einer Sippe gab es eine hierarchische Ordnung mit dem «Ulmisch», dem Sippenältesten, an der Spitze, der die Lagerplätze, Länge der Aufenthalte und Routen bestimmte. Es wird erzählt, dass der Ulmisch noch bis vor zwei Generationen Frauen für seine Söhne gesucht und seine Töchter verheiratet habe. Die Frauen wechselten bei ihrer Heirat meist in die Sippe ihres Mannes über.



Fahrzeuge aller Art spielen eine wichtige Rolle. Am meisten Prestigewert besitzt heute selbstverständlich das Auto.

Der Ulmisch hatte auch die Aufgabe, Streitigkeiten innerhalb der Sippe zu schlichten und Recht zu sprechen.

Äussere Zeichen der Würde und Autorität eines Ulmisch waren Anzug mit Weste und Jakkett, breitrandiger Hut, silberne Uhrkette und eine Anzahl Ringe an den Fingern.

Unterstützt wurde der Ulmisch von seiner «Gaia», seiner Frau.

Heute, so liess ich mir sagen, sei die Autorität eines Ulmisch und seiner Gaia aber kaum mehr grösser als diejenige von Grosseltern in sesshaften Familien.

Bei sesshaft gewordenen Sippen lässt sich feststellen, dass sich das Hauptgewicht verwandtschaftlicher Bindungen und Solidarität immer mehr auf die einzelne Familie verschiebt. Aber die Kenntnis und Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen ist immer noch grösser als in nichtjenischen Familien, und Verwandten und auch anderen Jenischen wird immer grosszügig Gastfreundschaft gewährt.

Jenische heiraten unter sich

Der weitaus grösste Teil der Heiraten von Jenischen werden mit Jenischen geschlossen. Denn wer nicht innerhalb der jenischen Gruppe heiratete, war vom Ausschluss aus der Gruppe bedroht.

Es gab aber auch immer wieder Jenische, die sich von der jenischen Gruppe absetzten und in die sesshafte Gesellschaft integrierten.

Für die Bündner Jenischen kamen als Heiratspartner vorwiegend wieder Bündner Jenische in Frage. Man kann deshalb von einer eigentlichen Gruppe der Bündner Jenischen sprechen, die sich auch kulturell von anderen jenischen Gruppen unterscheiden soll.

Die Jenischen haben viele Kinder

Der Kinderreichtum der Jenischen ist sprichwörtlich geworden, Familien mit 6 und mehr Kindern sind auch heute keine Seltenheit. Beim Tod eines Jenischen im Jahr 1888 soll er nicht weniger als 107 direkte Nachkommen gehabt haben.

Traditionell wurden viele Kinder begrüsst. Nicht von ungefähr lautet ein jenischer Spruch: «Der Herrgott söll's ihna mit Kindar vergelta.»

Warum die jenischen Familien so viele Kinder hatten, mag verschiedene Gründe haben. Sicher ist einmal wichtig, dass Jenische ihre Kinder als ständige Quelle der Freude ansehen.

Dann bot eine grosse Sippe die beste Rückendeckung bei der ständigen Bedrohung durch die Sesshaften.

Die meisten Jenischen waren und sind nicht reich. Wie allgemein bekannt, führt Armut

nicht dazu, wenige Kinder zu haben, sondern man sieht in vielen Kindern einen Beitrag zur Stützung und Erhaltung der eigenen Existenz.

Kinder aufzuziehen kostete jenische Familien nicht viel, und sobald sie etwas grösser waren, konnten sie mithelfen, den Lebensunterhalt zu verdienen oder auf die kleineren Geschwister aufzupassen.

Die Einführung des allgemeinen Schulzwanges brachte für manche jenische Familien grosse, fast unlösbare Probleme mit sich.

Wie steht es mit dem Verhältnis der Sesshaften zu den Fahrenden?

Die andersartige Lebens- und Verhaltensweise der Fahrenden kam den Sesshaften unverständlich und verdächtig vor. Es gab eigentlich keine vernünftige Erklärung für das Fahren.

Bertogg schreibt: «Der sesshafte Bauer verübelt es dem Kessler meistens in erster Linie, dass er wandert . . . Ja, der Bauer schaut mit einem gewissen Grauen auf dieses Fahrende Volk und kann diese Erscheinung nur erklären, indem er annimmt, irgendein furchtbarer Fluch laste auf dieser Gesellschaft.» (Aus dem Leben der Bündner Vaganten.)

Es gibt denn auch eine romanische Sage, die erzählt, dass Fahrende auf der Viamalabrücke ihre sterbenskranke Mutter oder Grossmutter in die Tiefe warfen, weil sie ihnen zur Last geworden war. Seither müssten sie ständig wandern und könnten sich nirgends zur Ruhe setzen.

Mit der Zeit entstand in der sesshaften Gesellschaft ein ganz bestimmmtes Bild des Fahrenden. Dieses Bild soll anhand einiger Charakteristika, die man den Fahrenden zuschrieb, aufgezeigt werden.

Erstens einmal wurde die Kulturstufe der Fahrenden als primitiv angesehen verglichen mit der hochentwickelten und hochkomplizierten sesshaften Kulturstufe. H. Arnold, ein noch lebender Autor, setzte die Fahrenden sogar auf die unterste Kulturstufe.

Dann wurden die Fahrenden als moralisch minderwertig angesehen, besonders in religiöser und sittlicher Hinsicht. Die Leute aus den grossen Häusern warfen den Fahrenden vor, alle im gleichen Schlafzimmer die Nacht zu verbringen und kein Schamgefühl zu besitzen.

Verschwiegen wurde dabei meist, dass sehr oft ein eigenes Wunschbild auf die Fahrenden projiziert wurde, wie es etwa in einem Aktenbericht von 1843 sichtbar wird, wo steht: «Sie führen ein sorgenloses Leben, frei vom Zwang des Anstandes und der Moral.»

Obwohl fast alle Jenischen katholisch sind, wurden sie meist als Heiden betrachtet.

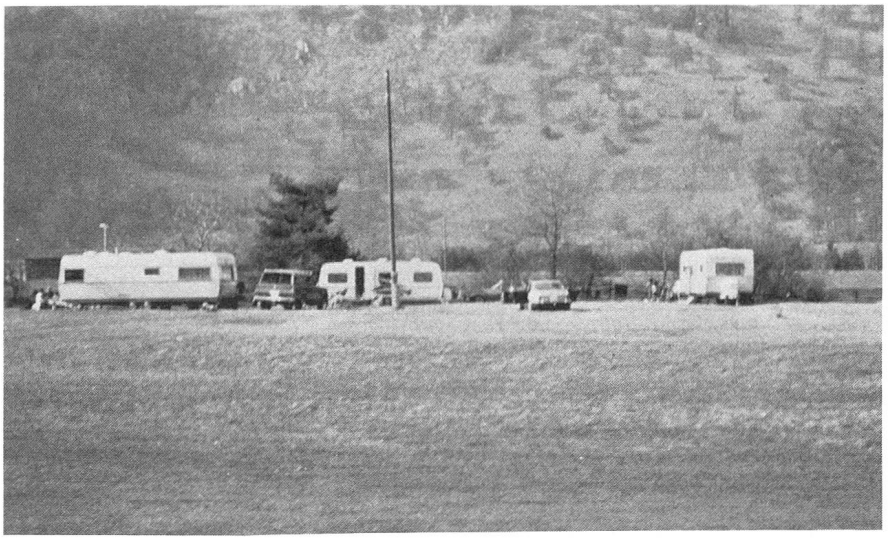
Was den Fahrenden besonders angekreidet wurde, ist ihre Arbeitsscheu und die damit verbundene Armut. Selten wurde aber geprüft, was für Möglichkeiten die Fahrenden überhaupt hatten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

In vielerlei Hinsicht stellte man sich die Kultur der Fahrenden fremder vor, als sie eigentlich ist, indem man den Fahrenden z. B. geheimnisvolle magische Kräfte nachsagte. Man erschwerte oder verunmöglichte dadurch ein Verständnis für die jenische Kultur.

In vielerlei Hinsicht entsprach das Bild, das sich die Sesshaften machten, einfach einer Umkehr der eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse. Hier lassen sich vielleicht Parallelen ziehen zum Bild, das sich Kolonisatoren von den kolonisierten Völkern machten. Sie verkehrten einfach die eigene Welt.

Aus dem Bild, das sich die Sesshaften von den Fahrenden machten, entstand eine Abwehrhaltung den Fahrenden gegenüber. Der direkte Schaden, der den Sesshaften von den Fahrenden zugefügt wurde, war gering. Wenn etwa ein Pferd mit einigen Tricks für kurze Zeit aufgemöbelt und dann zu teuer verkauft wurde oder da und dort ein Huhn oder eine Katze verschwanden, waren das sicher Verluste, die zu verschmerzen waren, und viele Tätigkeiten der Fahrenden waren ja sehr nützlich. Gelegentliche Schädigung kann wohl kaum als alleiniger Grund für die Abwehrhaltung gegenüber den Fahrenden angesehen werden. Viel eher fiel ins Gewicht, dass man Angst vor der ansteckenden Wirkung der «amoralischen Lebensweise» hatte.

So befürchtete Bertogg die «Zerstörung oder mindestens schwere Belastung eines sesshaften, sittlich-religiös gefestigten Volkes durch den



Wer sich grosse Autos und moderne Wohnwagen leisten kann, gehört zu den bevorzugten Fahrenden wie diese Gruppe, die einige Tage auf der Emser Allmend verbrachte.

Vaganten mit seiner Arbeitsscheu, Unsittlichkeit und Magie». (Aus der Welt der Bündner Vaganten.)

Auch war die Gruppe der Fahrenden unübersichtlich und unkontrollierbar, sie liess sich nur mit grossen Schwierigkeiten einordnen und verwalten.

Was für Massnahmen wurden gegen die Nichtsesshaftigkeit ergriffen?

Die nichtsesshafte Lebensweise galt als eigentlicher Verrat an der sesshaften Lebensweise und wurde als solche bestraft. Bis ins 18. Jahrhundert versuchte man, die Fahrenden entweder direkt auszurotten oder das Fahren durch abschreckende Strafen einzudämmen. Solche Strafen waren z. B. Schlagen, Ohrenschlitzen, Auspeitschen, Brandmale anbringen oder zu den Türken auf die Galeeren schicken.

Die auch nicht weniger brutalen Bettlerjagden häuften sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Zwangseinbürgerung Mitte letzten Jahrhunderts brachte nicht, was man sich erhofft hatte, dass nämlich die Fahrenden sich in den Heimatgemeinden ansiedeln und sesshaft würden. Noch 44 Jahre nach der Einbürgerung wurde eine Motion eingereicht, der Regierungsrat solle einen Bericht ausarbeiten, wie das Fahren zahlreicher Kesslerfamilien in Graubünden eingeschränkt werden könne.

Man versuchte deshalb in der Folge, mehr indirekt gegen das Fahren vorzugehen, vor allem über das Gesetz betreffend Markt und Hausierhandel. 1900 wurde dieses so abgeändert, dass Hausierer oder Wanderhandwerker keine Kinder unter 15 Jahren mehr mit sich führen durften. Wer das dritte Mal beim Betteln erwischt wurde, wurde in die Korrektionsanstalt Realta versetzt.

Man erreichte aber höchstens, dass sich die Fahrenden hier und dort vorübergehend niederliessen.

1922 wurde der sogenannte Vagantenfonds eröffnet. Man wollte einzelnen Jenischen Häuser kaufen und sie so, ohne Zwang, an einen festen Wohnsitz gewöhnen. Vagantenfonds und Heimatgemeinde bezahlten je die Hälfte des Ankaufpreises der meist billigen, abseits stehenden Häuser.

Dieses Vorgehen war insofern sinnvoll, als viele Jenische, die sich niederlassen wollten, keine Wohnungen finden konnten, weil sie ihnen niemand vermieten wollte. Ende 1978 wurde dieser Fonds aufgelöst.

Was spielte die Pro Juventute für eine Rolle?

Eigene Wege in der Bekämpfung der Nichtsesshaftigkeit ging die Pro Juventute. Schon früh hatte man die Forderung aufgestellt, Kinder jenischer Eltern möglichst bald von ihren Familien zu trennen, damit sie die fahrende Le-

bensweise gar nicht erst erlernen konnten. Diese Idee griff die Pro Juventute auf und gründete 1926 das «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» unter der Leitung von A. Siegfried.

Als Ziel des Hilfswerkes gab Siegfried an: «Aus der Erkenntnis heraus, dass das Herumziehen ohne festen Wohnsitz, das Vagieren mit Frau und Kind in unseren komplizierten Verhältnissen an und für sich ein Übel ist und eine Quelle sich fortpflanzender Verwahrlosung, haben wir uns vorgenommen, einen möglichst grossen Teil der heranwachsenden Generation an eine sesshafte Lebensweise und an geregelte Arbeit zu gewöhnen.» (10 Jahre Fürsorgearbeit unter dem Fahrenden Volk.) Und weiter sagte er: «Will man den Kindern helfen, sie vor der Vagantität zu bewahren, so muss man den Einfluss der Eltern ausschalten.» (Über die Bekämpfung der Vagantität in der Schweiz.)

Behörden und Regierung hiessen das Vorgehen der Pro Juventute gut, und weite Kreise der Bevölkerung unterstützten sie aktiv. Bundespräsident H. Häberlin sprach vom «Kampf gegen schlimme Instinkte, jahrhundertealte Triebe» und dem «Einfluss schlechter Umgebung».

Man ging mit erschreckender Systematik vor. Nach 10 Jahren waren bereits 247 Kinder und Jugendliche in der Obhut des Hilfswerkes. 81 davon wurden in Pflegefamilien gegeben, was meistens hiess, dass sie in Bauernfamilien als billige Arbeitskräfte dienten.

In regelmässigen Publikationsschriften warb die Pro Juventute für ihr Unternehmen.

Die Bilanz, die Siegfried nach 20 Jahren Hilfswerk zog, sah wie folgt aus: Von 250 Zöglingen galten 29 % als gut, was hiess, dass sie sesshaft geworden sind und ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Als wichtigstes Resultat der Umerziehung galt die Trennung von der Herkunftsgruppe, was so formuliert wurde: «Immerhin stehen wir nicht an, einen gewissen Erfolg auch dann zu buchen, wenn z. B. ein junger Mann ein wenig erbauliches Leben führt, dagegen den Anschluss an die Fahrenden nicht mehr gesucht hat.» (10 Jahre Fürsorgearbeit unter dem Fahrenden Volk.)

Als unsicher stufte Siegfried 32 % ein und als schlecht 29 %. Schlecht bedeutete, dass diese Zöglinge verwahrlost, kriminell oder wieder fahrend geworden sind.

Die Zahl der nicht sesshaft gewordenen und nicht integrierten Jenischen ist sehr hoch, wenn man bedenkt, dass die Drohungen und Mittel, mit denen man sie zu einem sesshaften Leben bewegen wollte, sehr massiv waren: Einweisung in Erziehungsheime und in vielen Fällen in Strafanstalten.

Eine leider nicht geringe Zahl von Unverbesserlichen und Schwerbelasteten, so liess Siegfried verlauten, seien mit Hilfe der Behörden dauern versorgt worden, so dass sie sich selbst und anderen keinen Schaden mehr zufügen könnten.

Einen Grund für das Scheitern von rund der Hälfte der weggenommenen jenischen Kinder sah Siegfried nicht etwa in den Behandlungsmethoden, sondern behauptete einfach, 40 % davon seien schwachsinnig gewesen.

Der Anteil der Pro-Juventute-Kinder aus Graubünden war sehr hoch. Von 450 kamen 194 aus diesem Kanton. Graubünden richtete die eigene Fürsorge nach ähnlichen Prinzipien wie die Pro Juventute aus. So hiess es in den Richtlinien für die Vagantenfürsorge 1947: «Die starke Vermehrung der Vaganten ist sicher unerwünscht. In manchen Fällen scheint die Sterilisation das schnellste, einfachste und sicherste Mittel zur Geburtenverhinderung zu sein. Allerdings wehrt sich der Vagant in der Regel energisch gegen diese Massnahme und verweigert sein Einverständnis.»

Erst als der «Beobachter» 1972 in einer Artikelserie die Machenschaften der Pro Juventute anprangerte, wurde 1973 das «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» aufgelöst. Der «Beobachter» liess jenische Eltern zu Wort kommen, die ihre Kinder jahrelang suchten. Er stellte die Frage, ob man von Betreuung sprechen könne, wenn zu gewissen Zeiten einem Vormund bis zu 250 Fahrende anvertraut wurden. Er stellte fest, dass ein grosser Teil der Kinder in Heimen aufwuchs und Dutzende von Jugendlichen, nur weil sie Fahrende waren, monatelang in Strafanstalten versenkt wurden.

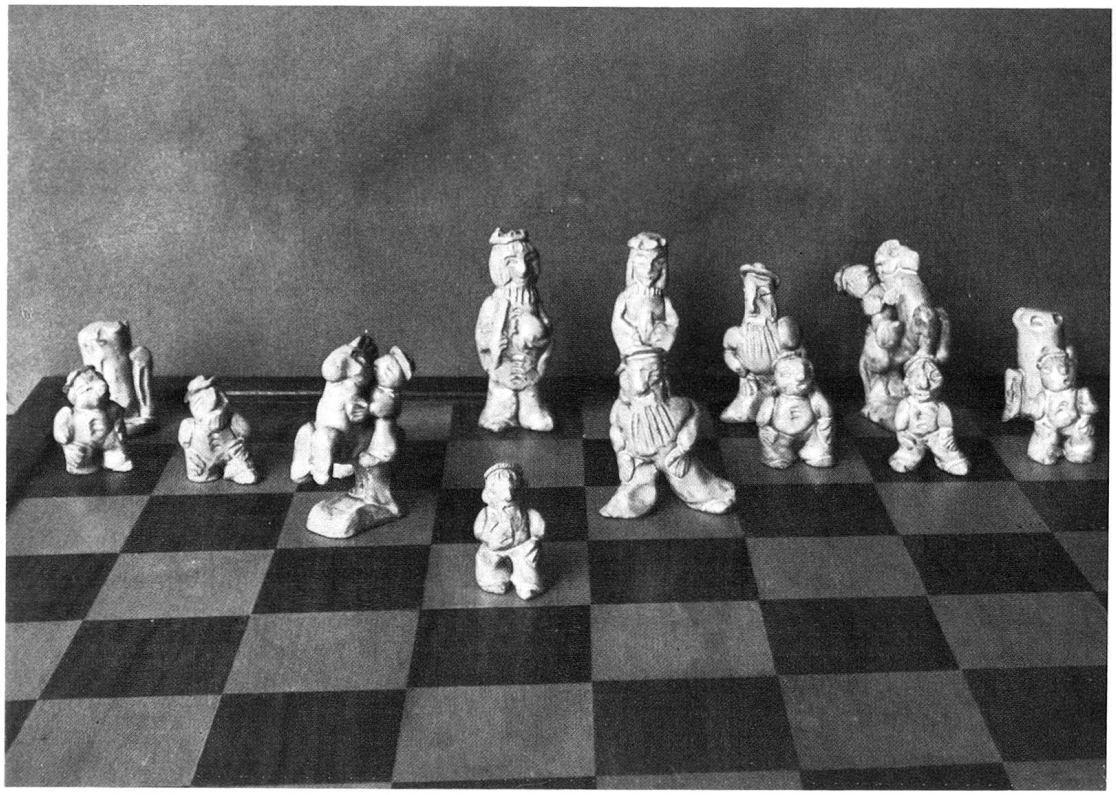


Foto A. Theisen

Annina Vital: Schachfiguren aus Keramik

Das Hilfswerk wurde erst aufgelöst, als der «Beobachter» mit weiteren Publikationen bisher noch unveröffentlichten Materials drohte.

Die Folgen der Umerziehungsaktionen waren verheerend. Im ganzen waren rund 600 Kinder in die Obhut der Pro Juventute geraten. Viele von ihnen wurden durch die Eingliederungsmassnahmen zu entwurzelten Menschen, die sich in der sesshaften Gesellschaft nicht wohl fühlten, den Bezug zur eigenen Volksgruppe aber auch verloren haben.

Seit Auflösung des Hilfswerks haben jenische Gruppen wiederholt Forderungen nach Wiedergutmachungszahlungen gestellt, die ihnen aber nicht gewährt wurden.

Was fordern die Jenischen heute?

Die wohl wichtigsten drei Forderungen der Jenischen in der Schweiz sind, dass 1. in allen Kantonen Standplätze errichtet werden, auf welchen Fahrende campieren können. Sie sollten so eingerichtet sein, dass die Fahrenden ungehindert ihren Beschäftigungen nachgehen können, d. h. es sollte z. B. Platz da sein für Altmetall- und Pneudeponien und eventuell weitere Einrichtungen vorhanden sein.

2. Das Patentwesen für Hausier- und Wandergewerbebewilligungen sollte vereinfacht und für die ganze Schweiz vereinheitlicht werden. Heute besitzt jeder Kanton seine eigenen Bestimmungen und Preise.

3. Für die Schulprobleme vor allem solcher Familien, die noch fahren möchten, sollten Lösungen gefunden werden.

Es gibt verschiedene Organisationen, die versuchen, Anliegen und Forderungen der Jenischen an die Öffentlichkeit zu tragen. Wohl die wichtigste jenische Organisation ist die 1975 gegründete Radgenossenschaft der Landstrasse, die sich zum Ziel gesetzt hat, Forschungs- und Sozialarbeit zu leisten und auch die Zeitschrift für das Fahrende Volk, «Scharotl», herausgegeben hat.

Seit 1979 sind die Fahrenden, sowohl Zigeuner als auch Jenische, von der UNO als Minderheit anerkannt worden und besitzen dort eine Vertretung. Dies war möglich dank den Anstrengungen des Zigeuners und Arztes in Bern, Jan Cibula, der Präsident der Romani Union ist.

Es ist heute sicher gerechtfertigt und sinnvoll, gemeinsame Lösungen der Probleme für Zigeuner und Jenische zu suchen, da sich heute für beide Gruppen grösstenteils dieselben Probleme stellen.

Was ist die jenische Sprache?

Es scheint, dass die nichtzigeunerischen Fahrenden in allen Ländern Sondersprachen besitzen. In Schweden sprechen sie z. B. Tattare-Sprak, in Grossbritannien Tinker's Cant oder Gammin, in Spanien Caló und im deutschen Sprachraum Jenisch.

Als Vorläufer des Jenischen gilt das Rotwelsch, die alte deutsche Gaunersprache.

Eigentliche Grundlage bilden die deutsche Sprache bzw. verschiedene deutsche Dialekte. Das Jenisch besitzt kein eigenes Lautsystem und keine eigene Grammatik, sondern ist einfach Deutsch mit eingesetzten jenischen Wörtern.

Viele jenische Wörter stammen aus dem Jiddischen oder der Zigeunersprache – verständlicherweise, waren doch früher unter den Umherziehenden Zigeuner und Juden häufig vertreten.

Jenisch wird vor allem dann gebraucht, wenn kein Nichtjenischer zuhören soll. Es hat dann die Funktion einer Geheimsprache.

Ganz ähnlich funktionieren die sogenannten «Zinken», oder Handzeichen und Gesten. Zinken sind Zeichen, die irgendwo angebracht werden und Informationen an Eingeweihte weitergeben sollen. Es ist eine Art Zeichenschrift, mit der man z. B. Richtung der Reise einer Sippe, den Ort einer Zusammenkunft angeben oder Häuser charakterisieren kann. Es gibt in Graubünden an einigen Häusern solche Zinken, die meistens etwas über die Leute, die darin wohnen, aussagen, z. B. ob sie friedfertig sind, was sie brauchen können, wie man sie ansprechen soll.

Die jenische Sprache ist ein wichtiger Träger des Zusammengehörigkeitsgefühls. Es wird unter jenischen auch sehr oft jenisch gesprochen, wenn nicht die Gefahr besteht, dass Aussenstehende zuhören könnten.

Ältere Jenische besitzen meist noch etwa einen Wortschatz von vielleicht 100–300 Wörtern. In der jüngeren Generation ist dieser vielleicht auf 50–200 gesunken und wird wahrscheinlich noch weiter abnehmen.

Im schweizerischen Jenisch fällt auf, dass relativ viele Wörter aus romanischen Sprachen aufgenommen worden sind. «Gurti» bedeutet z. B. Messer und «Scharisali» Kirsche.

In romanischsprachigen Gegenden haben die Jenischen meist Romanisch sprechen gelernt. Man erkennt sie aber an einigen charakteristischen grammatikalischen Eigenheiten. Sie sagen z. B. «Ja sung sto», egal ob ein Mann oder eine Frau spricht, während eine Romanin die Form «stada» verwenden würde. Anstelle von «clamar els» sagen die Jenischen «clamar ad els».

Die Bildersprache des Jenischen ist verschieden von der des Deutschen. «A Kappa macha ohne Naht» bedeutet, jemanden reinlegen, und «hüt isch guat Wetter zum Wösch ufhenka» heisst, die Situation ist günstig.

Dieser jenische Musikant wurde weitherum bekannt für sein improvisiertes Geigenspiel schweizerischer Volksmusikthemen.

Für die Schöpfung jenischer Wörter bestehen keine Regeln. Meist stecken aber viel Phantasie und ein grosses Geschick dahinter, Wortbedeutungen zu verschieben. «Flotscher» heisst Fisch, «Sasslig» Stein, «Schlängerlig» Wurm, Schlange, Teigwaren oder Wurst und «gätschig» klein, jung, elend oder alt.

In der jenischen Sprache gibt es auch eine Anzahl Kurzsätze, Anweisungen und Warnungen, die für eine Verständigung im Telegrammstil geeignet sind.

Das Jenisch wurde nie geschrieben. Es gibt aber mündlich tradierte Sprüche und Lieder. Ein jenisches Lied, das zu einer bekannten Melodie gesungen wird, lautet so:

Ai Freier linz dia Gritscha
wo der über da Jenki aba tschaanat,
per far l'amore per far l'amor,
du massigs Droht muasch linza
wia'd Guffis übertschaansch.

Freier: Bursche
Gritscha: Floh, Laus
Jenki: Kittel
tschaana: laufen
massigs Droht: Donnerskerl
Guffis: Schläge
überschaana: bekommen

Viele jenische Wörter wurden von den Sesshaften übernommen, machten dabei aber sehr oft einen Bedeutungswechsel durch. «Toof» heisst im Jenisch gut, wurde aber bei den Sesshaften zu dumm, tölpelhaft. «Schiiga» bedeutet Mädchen, wird aber von den Sesshaften nur in abschätzigem Ton verwendet. «Ruach», das die Jenischen für Bauern und allgemein alle Nichtjenischen verwenden, wurde zum groben Kerl.

Gibt es jenische Musik?

Auch auf musikalischem Gebiet haben die Jenischen ihre Spuren hinterlassen. Die sogenannte «Fränzli-Musik», ein im Engadin verbreiteter Musikstil, lässt sich bis auf eine jenische Musikkapelle zurückverfolgen. Sie bestand aus einem

Vater und seinen drei Söhnen. Den Namen hatte die Gruppe nach dem Vater Franz, einem blindgeborenen begabten Geiger. Die Besetzung der Originalfränzlis war: 2 Geigen, 1 Klarinette und 1 Bassgeige.

Jenische Musikkapellen, die Ländlermusik spielen, soll man daran erkennen, dass sie nie nach Noten spielen und die 4. Strophe jeweils in Moll wiedergeben.

Was sind Tschuappargeschichten?

Tschuappar sind übernatürliche Wesen, eine Art Gespenster, die sich gelegentlich bemerkbar machen können.

Es existieren viele Geschichten über Begebenheiten mit Tschuappar. Manche gleichen Sagen aus den Alpenländern. Es gibt z. B. Tschuappar, die auf den Alpen mit einem Brett im Gesicht erscheinen oder solche, die nachts mit goldenen Kegeln spielen.

Es gibt auch ganz bestimmte Häuser oder Scheunen, in denen es tschuappart. Meistens sind es solche, in denen etwas Besonderes passiert ist, in denen z. B. jemand ermordet wurde.

Es gibt vielerlei Mittel, sich gegen Tschuappar zu schützen. Man kann z. B. Amulette tragen. Am besten lässt man sich nicht mit ihnen ein, und es gibt Jenische, die lieber im Freien schlafen als in einem Haus, in dem es tschuappart.

Ein Tschuappar besonderer Art ist das «Toggi», ein Tschuappar, der nachts an Kinderbrüsten saugt. Ein Zeichen dafür ist, wenn ein Kind am Morgen geschwollene Brüstchen hat. Als Abwehrmittel versteckt man irgendwo im Schlafzimmer ein Fläschchen mit Urin des Kindes und nagelt an die Türe zwei gekreuzte Messer.

Einige Tschuappargeschichten sind an bestimmte Orte gebunden. So soll auf der Solisbrücke manchmal ein weisser Ritter erscheinen, und in Rodels stehe alle 5 Jahre eine Nonne mit einem Schweinchen unter dem Arm am Strassenrand, die sich nach einiger Zeit in Nichts auflöse.

Schlusswort

Wenn man die Behandlung der Fahrenden in der Schweiz etwas verfolgt, beschleicht einen leicht ein ungutes Gefühl: Jahrhundertelang wurden sie verfolgt, und bis in jüngste Vergangenheit versuchte man, aus ihnen sesshafte Bürger zu machen und ihre Kultur zu zerstören.

Es sind wenige Leute, die sich heute noch als Jenische sehen und nach jenischer Tradition leben möchten.

Es wäre eine Geste des Wiedergutmachens ihnen zugefügten Schadens, wenn man ihnen den gewünschten Freiraum gewähren würde. Nicht zuletzt würde man dadurch vielleicht ein Stück noch lebender Volkskultur weitererhalten.

TRIPPEL

SCHREINEREI / ZIMMEREI / GLASEREI / BÜRO- + WERKSTATTMÖBEL

TRIPPEL AG HOLZBAU SÄGENSTR. 79 7000 CHUR TEL. 081 22 84 41